

**HEYNE <**

## Zum Buch

Im letzten Semester seines Jurastudiums erteilt Rudy Baylor einer Gruppe älterer Leute kostenlose Rechtsberatung und gewinnt dabei seine ersten Mandanten: Dot und Buddy Black. Ihr Sohn Donny Ray ist an Leukämie erkrankt, aber die Versicherungsgesellschaft weigert sich hartnäckig, für die lebensrettende Therapie aufzukommen. Rudy, der zunächst skeptisch ist, begreift bald, dass er es mit einem der größten Betrugsskandale in der Versicherungsbranche zu tun hat – und zugleich mit einem der spektakulärsten und lukrativsten Prozesse in der Geschichte der amerikanischen Rechtsprechung: Der Anwalt, der diesen Prozess gewinnt, kann zum Regenmacher werden und seiner Kanzlei das ganz große Geld einbringen.

»John Grisham bürgt für Hochspannung und Qualität, er ist die oberste Instanz des Thrillers.«

*Neue Zürcher Zeitung*

»Der König des Justiz-Thrillers.«

*BamS*

»Seine zehn Gebote heißen unisono Spannung.«

*Der Spiegel*

## Zum Autor

John Grisham wurde am 8. Februar 1955 in Jonesboro, Arkansas, geboren, studierte in Mississippi und ließ sich 1981 als Anwalt nieder. Der Aufsehen erregende Fall einer vergewaltigten Minderjährigen brachte ihm zum Schreiben. In Früh- und Nachtschichten wurde daraus sein erster Thriller, *Die Jury*, der in einem kleinen, unabhängigen Verlag erschien – der Beginn einer beispiellosen Erfolgsgeschichte. Alle seine Romane sind bei Heyne erschienen, zuletzt *Der Anwalt*.

Im Heyne Verlag sind bisher erschienen: *Die Akte – Die Bruderschaft – Der Coach – Die Farm – Die Jury – Die Firma – Die Kammer – Der Klient – Die Liste – Der Partner – Der Richter – Die Schuld – Das Testament – Das Urteil – Der Verrat – Die Begnadigung – Der Gefangene – Touchdown – Berufung – Der Anwalt*

JOHN GRISHAM

DER  
REGENMACHER

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Christel Wiemken

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe

THE RAINMAKER

erschien im Verlag Doubleday (Bantam Doubleday Dell Publishing Group; Inc.),  
New York, N.Y.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

27. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2006

Copyright © 1996 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Hardcover-Ausgabe ist im Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg erschienen

Printed in Germany 2011

Umschlagillustration: © Alan Schein/zefa/Corbis

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München – Zürich

Satz: Utesch, Hamburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-12701-2

<http://www.heyne.de>

## Den Prozeßanwälten in Amerika



Beim Schreiben dieses Buches hat mir Will Denton, ein prominenter Prozeßanwalt in Gulfport, Mississippi, von der ersten bis zur letzten Seite geholfen. Seit fünfundzwanzig Jahren kämpft Will unermüdlich für die Rechte der Verbraucher und der kleinen Leute. Seine Siege im Gerichtssaal sind legendär, und als ich selbst noch Prozeßanwalt war, wollte ich so sein wie Will Denton. Er überließ mir seine alten Akten, beantwortete meine unzähligen Fragen und las sogar das Manuskript.

Jimmie Harvey ist ein Freund und ein hervorragender Arzt in Birmingham, Alabama. Er steuerte mich gewissenhaft durch das undurchdringliche Labyrinth medizinischer Verfahrensweisen. Bestimmte Teile dieses Buches sind nur dank seiner Hilfe exakt dargestellt und lesbar.

Danke.



Mein Entschluß, Anwalt zu werden, stand unwiderruflich fest, nachdem mir klargeworden war, daß mein Vater alle Juristen haßte. Ich war in den ersten Jahren der Teenagerzeit, tolpatschig, verlegen wegen meiner Ungeschicklichkeit, vom Leben frustriert, mit einer Heidenangst vor der Pubertät, nahe daran, von meinem Vater wegen Insubordination in eine Militärschule verfrachtet zu werden. Er war ein ehemaliger Marineinfanterist, der glaubte, daß Jungen mit der Peitsche aufwachsen sollten. Ich hatte mir ein flinkes Mundwerk zugelegt und eine Aversion gegen Disziplin, und er reagierte darauf, indem er mich einfach fortschicken wollte. Es dauerte Jahre, bis ich ihm verzieh.

Er war außerdem Ingenieur und arbeitete siebzig Stunden pro Woche für eine Firma, die neben vielen anderen Dingen Leitern herstellte. Da Leitern von Natur aus gefährliche Instrumente sind, wurde seine Firma häufig verklagt. Und weil mein Vater für die Konstruktion zuständig war, wurde er in den meisten Fällen dazu ausersehen, bei Beweisaufnahmen und Prozessen für die Firma zu sprechen. Ich kann ihm im Grunde keinen Vorwurf daraus machen, daß er Anwälte haßte, aber im Laufe der Zeit bewunderte ich sie immer mehr, weil sie ihm das Leben so schwermachten. Er verbrachte täglich acht Stunden damit, sich mit ihnen herumzuschlagen; danach stürzte er sich auf die Martinis, sobald er das Haus betreten hatte. Kein Hallo. Keine Umarmung. Kein Essen. Nur ein oder zwei Stunden ununterbrochenes Wüten, während er vier Martinis hinunterkippte, um dann in seinem ramponierten Lehnstuhl einzuschlafen. Ein Prozeß dauerte drei Wochen, und als er mit einem happigen Urteil gegen die Firma geendet hatte, rief meine Mutter einen Arzt, und sie versteckten ihn für einen Monat in einem Krankenhaus.

Die Firma machte später Pleite, und natürlich wurde alle Schuld daran den Anwälten gegeben. Ich hörte kein einziges

Wort darüber, daß vielleicht eine Spur von falschem Management zu diesem Konkurs beigetragen haben könnte.

Alkohol wurde sein Leben, und er verfiel in Depressionen. Jahrelang hatte er keinen festen Job, und das machte mich erst richtig wütend, weil ich gezwungen war, zu kellnern und Pizzas auszutragen, um mir meinen Weg durchs College zu erkämpfen. Ich glaube, in den vier Jahren meines Collegestudiums habe ich zweimal mit ihm gesprochen. Am Tag, nachdem ich erfahren hatte, daß ich an der Juristischen Fakultät der Universität angenommen worden war, kam ich mit dieser großartigen Nachricht stolz nach Hause. Mutter hat mir später erzählt, daß er eine Woche lang im Bett geblieben ist.

Zwei Wochen nach meinem triumphierenden Besuch wechselte er im Badezimmer eine Glühbirne aus, wobei (ich schwöre, das ist die Wahrheit) seine Leiter zusammenbrach und er auf den Kopf fiel. Er verbrachte ein Jahr im Koma in einem Pflegeheim, bis jemand gnädigerweise den Stecker herauszog.

Ein paar Tage nach der Beerdigung erwähnte ich die Möglichkeit einer Klage, aber meiner Mutter war nicht danach zumute. Außerdem habe ich immer gegewöhnt, daß er nicht ganz nüchtern war, als er stürzte. Und er hatte kein Einkommen, unserem Entschädigungssystem entsprechend besaß sein Leben also nur einen sehr geringen ökonomischen Wert.

Meine Mutter erhielt die großartige Summe von fünfzigtausend Dollar aus einer Lebensversicherung und ging eine schlechte zweite Ehe ein. Mein Stiefvater ist ein simpler Bursche, ein pensionierter Postbeamter aus Toledo, und sie verbringen den größten Teil ihrer Zeit mit Square Dance und dem Herumreisen in einem Winnebago. Ich halte Abstand. Mutter hat mir keinen roten Heller von dem Geld angeboten; sie erklärte, es wäre alles, was sie hätte, um der Zukunft ins Auge zu sehen, und da ich mich im Leben ohne nennenswerte Einkünfte als relativ geschickt erwiesen hatte, meinte sie, ich brauchte nichts. Vor mir lag eine glänzende Zukunft mit viel Geld; vor ihr nicht, argumentierte sie. Ich bin sicher, daß Hank, ihr neuer Ehemann, sie mit finanziellen Ratschlägen überschüttete. Eines Tages werden unsere Pfade, meine und Hanks, sich wieder kreuzen.

In einem Monat, im Mai, werde ich mit dem Jurastudium fertig sein; dann werde ich für das Anwaltsexamen im Juli büffeln. Ich werde nicht mit Auszeichnung abschließen, aber ich rangiere immerhin in der oberen Hälfte meines Jahrgangs. Das einzig Schlaue, was ich in den drei Jahren meines Studiums getan habe, war, daß ich die schwierigen und die Pflichtvorlesungen schon früh absolviert habe, damit ich es in meinem letzten Semester geruhsam angehen lassen konnte. Meine Vorlesungen in diesem Frühjahr sind ein Witz – Sportrecht, Urheberrecht, Ausgewählte Texte aus dem Code Napoléon und, mein Lieblingsseminar, Juristische Probleme älterer Leute.

Um dieses letzten Faches willen sitze ich jetzt hier auf einem wackligen Stuhl hinter einem schäbigen Klappstisch in einem heißen, feuchten Metallgebäude in Gesellschaft einer bunt gemischten Ansammlung von Senioren, wie sie sich gern nennen lassen. Ein handgemaltes Schild über der Tür bezeichnet den Laden großspurig als das Cypress Gardens Senior Citizens Building, aber von seinem Namen abgesehen findet sich nirgends auch nur der leiseste Hinweis auf Blumen oder etwas Grünes. Die Wände sind schmutzfarben und kahl bis auf ein verblichenes Foto von Ronald Reagan in einer Ecke zwischen zwei traurigen Fähnchen – den Stars and Stripes und der Staatsflagge von Tennessee. Das Gebäude ist klein, düster und öde, offensichtlich in letzter Minute mit ein paar überschüssigen Dollars aus irgendwelchen unvermuteten Bundesmitteln erbaut. Ich kritzle auf einem Notizblock herum, weil ich mich davor fürchte, die Leute ansehen zu müssen, die mit ihren Klappstühlen anrücken.

Es müssen an die fünfzig sein da vorne, etwa gleich viele Schwarze und Weiße, Durchschnittsalter mindestens fünfundsiebzig, einige blind, ungefähr ein Dutzend in Rollstühlen, viele mit Hörgeräten. Man hat uns gesagt, daß sie jeden Mittag hierherkommen – für eine warme Mahlzeit, ein paar Lieder, den gelegentlichen Besuch eines verzweifelten politischen Kandidaten. Nach zwei Stunden Geselligkeit kehren sie nach Hause zurück und zählen die Stunden, bis sie wieder herkommen können. Unser Professor hat gesagt, dies wäre der Höhepunkt ihrer Tage.

Wir haben den schweren Fehler gemacht, zur Essenszeit hier einzutreffen. Sie brachten uns vier zusammen mit unserem Anführer, Professor Smoot, in einer Ecke unter und ließen uns nicht aus den Augen, während wir in Plastikhuhn und eiskalten Erbsen herumstocherten. Meine Götterspeise war gelb, und das bemerkte ein bärtiger alter Bock, auf dessen Namensschild über seiner schmutzigen Hemdtasche Bosco gekritzelt war. Bosco murmelte etwas über gelbe Götterspeise, und ich bot sie ihm an, zusammen mit meinem Huhn, aber Miss Birdie Birdsong fiel ihm schnell in den Arm und stieß ihn grob wieder auf seinen Stuhl. Miss Birdsong ist ungefähr achtzig, aber sehr flink für ihr Alter, und sie agiert als Mutter, Diktator und Rausschmeißer dieser Organisation. Sie geht mit den Leuten um wie eine altgediente Oberschwester, umarmt und klopft Rücken, plaudert mit anderen kleinen blauhaarigen Damen, lacht mit schriller Stimme und hat dabei die ganze Zeit ein Auge auf Bosco, der in diesem Haufen ganz offensichtlich der böse Bube ist. Sie machte ihm Vorwürfe, weil er meine Götterspeise bewundert hatte, stellte aber nur Sekunden später eine ganze Schüssel voll von diesem gelben Kitt vor seine funkelnden Augen. Er aß ihn mit seinen kurzen Fingern.

Eine Stunde verging. Das Essen lief ab, als verzehrten diese ausgehungerten Seelen ein Festmahl aus sieben Gängen, ohne jede Hoffnung auf eine weitere Mahlzeit. Ihre zittrigen Gabeln und Löffel bewegten sich hin und her, auf und ab, als wären sie mit Edelmetallen beladen. Zeit spielte absolut keine Rolle. Sie schrien sich an, wenn ihnen gerade etwas einfiel. Sie ließen Essen auf den Boden fallen, bis ich es nicht mehr mit ansehen konnte. Ich aß sogar meine Götterspeise. Bosco, immer noch gierig, verfolgte jede meiner Bewegungen. Miss Birdie flatterte im Raum herum, zwitscherte über dieses und jenes.

Professor Smoot, ein einfältiger Eierkopf mit schief sitzender Fliege, buschigem Haar und roten Hosenträgern, saß da mit der befriedigten Miene eines Mannes, der gerade eine gute Mahlzeit zu sich genommen hat, und bewunderte liebevoll die Szene vor uns. Er ist ein freundlicher Mensch, Anfang Fünfzig, aber mit Verschrobenheiten, die viel Ähnlichkeit haben mit denen von Bosco und seinen Freunden. Seit zwanzig Jahren

hält er die harmlosen Vorlesungen, die sonst niemand halten will und die nur von wenigen Studenten belegt werden: Kinderrecht, Behindertenrecht, Seminare über Gewalt in der Ehe, Probleme der Geisteskranken und, natürlich, Gruftrecht, wie dies hier hinter seinem Rücken gewöhnlich genannt wird. Einmal hatte er vor, eine Vorlesung zu halten, die »Rechte des ungeborenen Lebens« heißen sollte, aber das löste einen derartigen Proteststurm aus, daß Professor Smoot rasch ein Jahr Pause einlegte.

Am ersten Tag des Semesters erklärte er uns, der Zweck dieses Seminars wäre es, uns mit wirklichen Leuten mit wirklichen juristischen Problemen in Kontakt zu bringen. Er ist der Ansicht, daß zwar alle Jurastudenten mit einem gewissen Maß an Idealismus an die Universität kommen und dem Verlangen, der Öffentlichkeit zu dienen; daß wir aber nach drei Jahren brutalen Konkurrenzkampfes nichts anderes mehr im Sinn haben als den richtigen Job bei der richtigen Firma, bei der wir in sieben Jahren zum Partner aufsteigen und das große Geld verdienen können. Damit hat er recht.

Dieses Seminar ist nicht Pflicht, und wir fingen mit elf Studenten an. Nachdem wir uns einen Monat lang Smoots öde Vorlesungen und die ständigen Ermahnungen angehört hatten, auf das Geld zu verzichten und umsonst zu arbeiten, waren wir auf vier geschrumpft. Es ist ein bedeutungsloses Seminar, zählt nur zwei Stunden und erfordert fast keine Arbeit, und das war es, was mich daran reizte. Einen Monat habe ich noch vor mir. Ich bezweifle stark, daß ich durchhalten würde, wenn es mehr wäre. An diesem Punkt hasse ich das Jurastudium. Und ich habe erhebliche Bedenken, was den allgemeinen Umgang mit dem Recht angeht.

Dies ist mein erstes Zusammentreffen mit echten Mandanten, und ich habe fürchterliche Angst. Obwohl die Leute, die da herumsitzen, alt und schwach sind, mustern sie mich, als verfügte ich über große Weisheit. Schließlich bin ich fast ein Anwalt, ich trage einen dunklen Anzug, vor mir liegt dieser Block, auf den ich Kreise und Quadrate male, und mein Gesicht ist in einem intelligenten Stirnrunzeln erstarrt, also muß ich imstande sein, ihnen zu helfen. Neben mir an unserem

Klapptisch sitzt Booker Kane, ein Schwarzer, mein bester Freund an der Universität. Er hat ebensoviel Angst wie ich. Vor uns stehen gefaltete Karteikarten, auf die wir mit schwarzem Filzstift unsere Namen geschrieben haben – Booker Kane und Rudy Baylor. Das bin ich. Neben Booker steht das Podium, hinter dem Miss Birdie herumkreischt, und auf der anderen Seite ein weiterer Tisch, auch mit Karteikarten. Die eine verkündet die Anwesenheit von F. Franklin Donaldson dem Vierten, einem aufgeblasenen Arschloch, das seit nunmehr drei Jahren seinen Namen mit Initialen davor und Zahlen dahinter beplastert hat. Neben ihm sitzt N. Elizabeth Erickson, ein echtes Miststück. Das Weibsbild trägt Nadelstreifenanzüge und seidene Krawatten und springt einem bei jeder Kleinigkeit gleich ins Gesicht.

Smoot steht an der Wand hinter uns. Miss Birdie verkündet die Neuigkeiten, berichtet aus Krankenhäusern und vermeldet Todesfälle. Sie schreit in ein Mikrofon mit einer Tonanlage, die erstaunlich gut funktioniert. Vier große Lautsprecher hängen in den Ecken des Raums, und ihre durchdringende Stimme dröhnt aus allen Richtungen auf uns ein. Hörgeräte werden beklopft und abgenommen. Im Augenblick schläft niemand. Heute sind drei Todesfälle zu beklagen, und als Miss Birdie endlich fertig ist, sehe ich ein paar Tränen im Publikum. Gott, bitte laß das nicht mit mir geschehen. Bitte gib mir noch fünfzig Jahre und dann einen plötzlichen Tod im Schlaf.

Links von uns, vor einer Wand, erwacht die Pianistin zum Leben und klatscht Notenblätter auf den hölzernen Ständer. Miss Birdie hält sich für eine Art politische Analytikerin, und gerade als sie anfängt, sich über eine geplante Anhebung der Mehrwertsteuer auszulassen, hämmert die Pianistin auf die Tasten ein. »America the Beautiful«, glaube ich. Hingebungsvoll spielt sie mit voller Lautstärke die einleitenden Takte, und die Gruftis greifen nach ihren Gesangbüchern und warten auf die erste Strophe. Miss Birdie läßt sich keinen Takt entgehen. Jetzt ist sie die Chordirigentin. Sie hebt die Hände und klatscht, um Aufmerksamkeit zu heischen, dann, bei den Eröffnungstakten der ersten Strophe, schwenkt sie sie in alle Richtungen. Die dazu imstande sind, erheben sich langsam.

Bei der zweiten Strophe geht die Lautstärke des Gesangs erheblich zurück. Der Text ist nicht so vertraut, und die meisten dieser armen Seelen können nicht weiter sehen als bis zu ihrer Nase, deshalb sind die Gesangbücher nutzlos. Boscos Mund ist plötzlich geschlossen, aber er summt laut zur Decke hinauf.

Das Klavier verstummt ganz plötzlich, weil die Noten vom Ständer fallen und auf dem Fußboden landen. Ende des Liedes. Sie starren die Pianistin an, die in der Luft herumfuchtelt und sich dann bückt, um nach den Blättern zu tasten, die um ihre Füße herumliegen.

»Danke!« schreit Miss Birdie ins Mikrofon, als alle plötzlich wieder auf ihre Sitze zurücksinken. »Danke. Musik ist etwas Wundervolles. Lasset uns Gott danken für schöne Musik.«

»Amen«, dröhnt Bosco.

»Amen«, erwidert ein weiteres Relikt vergangener Zeiten in einer der hinteren Reihen mit einem Nicken.

»Danke«, sagt Miss Birdie. Sie dreht sich um und lächelt Booker und mich an. Wir beide lehnen uns auf unseren Ellenbogen vor und mustern abermals die Leute. »Und jetzt«, sagt sie dramatisch, »was das heutige Programm angeht – wir freuen uns sehr, daß Professor Smoot wieder bei uns ist, zusammen mit einigen seiner klugen und gutaussehenden Studenten.« Sie schwenkt die dicklichen Hände in unsere Richtung und lächelt mit ihren grauen und gelben Zähnen Smoot an, der inzwischen unauffällig zu ihr getreten ist. »Sehen Sie nicht gut aus?« fragt sie, auf uns deutend. »Wie ihr wißt«, redet Miss Birdie weiter ins Mikrofon, »lehrt Professor Smoot an der Memphis State University. Mein jüngster Sohn hat dort studiert, aber kein Examen gemacht, und jedes Jahr kommt Professor Smoot zu uns mit einigen seiner Studenten, die sich eure juristischen Probleme anhören und euch Ratschläge geben werden, die immer gut sind, und immer umsonst, wie ich vielleicht hinzufügen sollte.« Sie dreht sich um und bedenkt Professor Smoot mit einem breiten Lächeln. »Professor Smoot, im Namen unserer Gruppe heißen wir Sie in Cypress Gardens willkommen. Wir danken Ihnen für Ihre Anteilnahme an den Problemen der Senioren. Danke. Wir lieben Sie.«

Sie tritt vom Podium zurück und fängt an, laut zu klatschen, und bedeutet dabei ihren Genossen mit heftigem Kopfnicken, ihrem Beispiel zu folgen, aber niemand, nicht einmal Bosco, hebt eine Hand.

»Er ist ein Hit«, flüstert Booker.

»Wenigstens wird er geliebt«, flüstere ich zurück. Sie haben jetzt zehn Minuten dagesessen. Es ist kurz nach dem Essen, und ich bemerke ein paar schwere Lider. Bis Smoot fertig ist, werden sie schnarchen.

Er steigt aufs Podium, rückt das Mikrofon zurecht, räuspert sich und wartet, bis Miss Birdie ihren Platz in der ersten Reihe eingenommen hat. Beim Hinsetzen flüstert sie einem blassen Herrn neben sich zu: »Sie hätten klatschen sollen.« Er hört es nicht.

»Danke, Miss Birdie«, quakt Smoot. »Es ist immer nett, hier in Cypress Gardens zu sein.« Seine Stimme klingt aufrichtig, und ich habe keinerlei Zweifel, daß Professor Howard L. Smoot es in diesem Moment tatsächlich als Privileg empfindet, hier zu sein, in diesem deprimierenden Bau, vor dieser traurigen Horde von alten Leuten, mit den einzigen vier Studenten, die in seinem Kurs geblieben sind. Smoot lebt für so etwas.

Er stellt uns vor. Ich stehe rasch auf, lächle kurz, dann setze ich mich wieder und lasse mein Gesicht wieder in einem intelligenten Stirnrunzeln erstarren. Smoot redet über Gesundheitsvorsorge, Haushaltskürzungen, Testamente, Befreiung von der Mehrwertsteuer, mißhandelte Gruftis und Versicherungen mit Selbstbehalt. Die Leute fallen um wie die Fliegen. Schlupflöcher in der Sozialversicherung, schwebende Gesetzesverfahren, Vorschriften für Pflegeanstalten, Nachlaßplanung, Wunderdrogen, er kommt vom Hundertsten ins Tausendste, genau wie bei seinen Vorlesungen. Ich gähne und fühle mich ebenfalls schläfrig. Bosco schaut alle zehn Sekunden auf seine Uhr.

Schließlich kommt Smoot aber doch zum Ende, dankt abermals Miss Birdie und ihren Leuten, verspricht, Jahr für Jahr wiederzukommen, und läßt sich dann am Ende des Tisches nieder. Miss Birdie klatscht zweimal in die Hände, dann gibt

sie es auf. Niemand sonst regt sich. Die Hälfte von ihnen schnarcht.

Miss Birdie schwenkt die Arme in unsere Richtung und sagt zu ihren Schäfchen: »Da sind sie. Sie sind gut, und es kostet nichts.«

Langsam und verlegen bewegen sie sich auf uns zu. Bosco ist der erste in der Schlange, und es ist offensichtlich, daß er sauer ist wegen der Götterspeise, denn er funkelt mich an, geht zum anderen Ende des Tisches und setzt sich auf einen Stuhl vor der Ehrenwerten N. Elizabeth Erickson. Irgend etwas sagt mir, daß er nicht der letzte künftige Mandant ist, der juristischen Rat bei jemand anderem suchen wird. Ein älterer Schwarzer erwählt Booker zu seinem Anwalt, und sie stecken über dem Tisch die Köpfe zusammen. Ich versuche, nicht zuzuhören. Irgend etwas über eine Ex-Ehefrau und eine Scheidung vor vielen Jahren, die vielleicht vollzogen wurde oder auch nicht. Booker macht sich Notizen wie ein richtiger Anwalt und hört aufmerksam zu, als wüßte er genau, was er zu tun hat.

Wenigstens hat Booker einen Mandanten. Volle fünf Minuten komme ich mir ausgesprochen dämlich vor. Ich sitze allein da, während meine drei Mitstudenten flüstern und kritzeln, aufmerksam zuhören und angesichts der sich vor ihnen entfaltenden Probleme die Köpfe schütteln.

Meine Einsamkeit bleibt nicht unbemerkt. Schließlich greift Miss Birdie in ihre Handtasche, holt einen Umschlag heraus und trippelt zu meinem Ende des Tisches. »Sie sind es, mit dem ich reden wollte«, flüstert sie und rückt ihren Stuhl dicht an die Tischecke heran. Sie beugt sich vor, und ich lehne mich nach rechts, und in genau diesem Moment, in dem unsere Köpfe nur Zentimeter voneinander entfernt sind, beginnt meine erste Konferenz als juristischer Berater. Booker wirft mir einen boshaften Blick zu.

Meine erste Konferenz. Vorigen Sommer habe ich für eine kleine Kanzlei in der Innenstadt gearbeitet, zwölf Anwälte, und ihre Arbeit wurde strikt nach Stunden abgerechnet. Keine Erfolgshonorare. Ich lernte die Kunst des In-Rechnung-Stellens, deren erste Regel besagt, daß ein Anwalt einen Großteil

seiner wachen Stunden in Konferenzen verbringt. Konferenzen mit Mandanten, Telefonkonferenzen, Konferenzen mit gegnerischen Anwälten, Richtern, Partnern, Schadensregulierern, Schreibern und Anwaltsgehilfen, Konferenzen beim Lunch, Konferenzen im Gericht, Konferenztelefonate, Vergleichskonferenzen, Konferenzen bei Vorverhandlungen und nach Abschluß eines Verfahrens. Einerlei, um was es sich handelt – Anwälte können es in eine Konferenz ummünzen.

Miss Birdie läßt den Blick herumschweifen, und das ist für mich das Signal, sowohl meine Stimme als auch meinen Kopf zu senken, denn das, worüber sie mit mir zu reden gedenkt, ist eine todernste Angelegenheit. Und das kann mir nur recht sein, weil ich nicht möchte, daß auch nur eine Menschenseele die lahmen und naiven Ratschläge hört, mit denen ich auf ihr bevorstehendes Problem reagieren werde.

»Lesen Sie das«, sagt sie, und ich nehme den Umschlag und öffne ihn. Halleluja! Es ist ein Testament! Letzter Wille und Testament von Colleen Janiece Barrow Birdsong. Smoot hat uns gesagt, daß mehr als die Hälfte dieser Mandanten uns bitten würde, ihre Testamente zu überprüfen und eventuell auf den neuesten Stand zu bringen, und das kann uns nur recht sein, weil wir im vergangenen Jahr eine Pflichtvorlesung über Testamente und Nachlaßregelungen absolviert haben und uns auf dem Gebiet halbwegs kompetent fühlen. Testamente sind ziemlich simple Dokumente und können sogar von den allergrünsten Anwälten fehlerfrei aufgesetzt werden.

Dies hier ist getippt und macht einen amtlichen Eindruck, und als ich es überfliege, erfahre ich aus den ersten beiden Absätzen, daß Miss Birdie Witwe ist und zwei Kinder und eine Menge Enkelkinder hat. Der dritte Absatz verschlägt mir die Sprache, und während ich ihn lese, sehe ich sie an. Dann lese ich ihn noch einmal. Sie lächelt befriedigt. Der Text weist ihren Nachlaßverwalter an, jedem ihrer Kinder die Summe von zwei Millionen Dollar auszuhändigen und für jedes ihrer Enkelkinder eine Million als Treuhandvermögen anzulegen. Ich zähle, langsam, acht Enkelkinder. Das macht mindestens zwölf Millionen Dollar.

»Lesen Sie weiter«, flüstert sie, als könnte sie das Rattern der

Rechenmaschine in meinem Gehirn hören. Bookers Mandant, der alte Schwarze, weint jetzt; es hat etwas mit einer Romanze zu tun, die vor Jahren schiefgelaufen ist, und mit Kindern, die sich nicht um ihn gekümmert haben. Ich versuche, nicht hinzuhören, aber es ist unmöglich. Booker macht sich hektisch Notizen und versucht, die Tränen zu ignorieren. Am anderen Ende des Tisches lacht Bosco laut auf.

Absatz fünf des Testaments vermacht drei Millionen Dollar einer Kirche und zwei Millionen einem College. Dann folgt eine Liste von wohltätigen Institutionen, die mit der Diabetes Association anfängt und mit dem Zoo von Memphis aufhört, und neben jedem Namen steht eine Summe, von denen die niedrigste fünfzigtausend Dollar ist. Ich runzele auch weiterhin die Stirn, stelle eine schnelle Berechnung an und komme zu dem Schluß, daß Miss Birdie mindestens zwanzig Millionen besitzt.

Plötzlich steckt dieses Testament voller Probleme. Erstens und vor allem ist es bei weitem nicht so ausführlich, wie es sein sollte. Miss Birdie ist reich, und reiche Leute hinterlassen keine simplen, mageren Testamente. Sie hinterlassen dicke, verklausulierte Testamente mit Treuhandvermögen und Treuhandverwaltern und Generationen überspringenden Vermächtnissen und allen möglichen Tricks und Schlichen, die sich teure Steueranwälte in großen Firmen ausgedacht und zu Papier gebracht haben.

»Wer hat dieses Testament aufgesetzt?« frage ich. Der Umschlag ist kahl, und es gibt nirgends einen Hinweis, wer das Testament verfaßt hat.

»Mein früherer Anwalt, aber der lebt nicht mehr.«

Gut für ihn, daß er tot ist. Er hat sträflich versagt, als er dieses Testament aufsetzte.

Also ist diese hübsche kleine Dame mit den grauen und gelben Zähnen und der melodischen Stimme mindestens zwanzig Millionen Dollar schwer. Und allem Anschein nach hat sie keinen Anwalt. Ich werfe einen Blick auf sie, dann wende ich mich wieder dem Testament zu. Sie hat keine teuren Sachen an, trägt keine Diamanten, vergeudet weder Zeit noch Geld auf ihre Frisur. Ihr Kleid ist aus bügelfreier Baumwolle,

und der burgunderrote Blazer ist abgetragen und könnte von Sears stammen. Mir sind im Laufe der Zeit einige reiche alte Damen über den Weg gelaufen, und normalerweise sind sie auf den ersten Blick zu erkennen.

Das Testament ist fast zwei Jahre alt. »Wann ist Ihr Anwalt gestorben?« frage ich jetzt zuckersüß. Unsere Köpfe sind nach wie vor gesenkt und unsere Nasen nur Zentimeter voneinander entfernt.

»Voriges Jahr. Krebs.«

»Und im Augenblick haben Sie keinen Anwalt?«

»Würde ich hier sitzen und mit Ihnen reden, Rudy, wenn ich einen hätte? Ein Testament ist eine ziemlich simple Angelegenheit, also dachte ich, Sie kämen damit zurecht.«

Habgier ist etwas Merkwürdiges. Ich habe einen Job und fange am 1. Juli bei Broadnax and Speer an, einer muffigen kleinen Tretmühle mit fünfzehn Anwälten, die fast ausschließlich Versicherungsgesellschaften bei Prozessen vertreten. Es ist nicht der Job, den ich gern gehabt hätte, aber wie die Dinge liegen, bekam ich von Broadnax and Speer ein Angebot und von niemandem sonst. Vermutlich werde ich ein paar Jahre dort arbeiten und mir dann etwas Besseres suchen.

Würden die Leute bei Broadnax and Speer nicht beeindruckt sein, wenn ich gleich an meinem ersten Tag eine Mandantin mitbrächte, die mindestens zwanzig Millionen Dollar besitzt? Ich würde auf der Stelle ein Regenmacher sein, ein strahlender Jungstar mit einem goldenen Händchen. Vielleicht würde ich sogar um ein größeres Büro bitten.

»Natürlich komme ich damit zurecht«, sage ich lahm. »Es ist nur, es geht um eine Menge Geld, und ich...«

»Pst!« zischt sie wütend und beugt sich sogar noch weiter vor. »Reden Sie nicht von dem Geld.« Ihre Augen schießen in alle Richtungen, als lauerten hinter ihr Diebe. »Ich will nicht, daß wir darüber reden«, erklärt sie.

»Okay. Ist mir recht. Aber ich meine, daß Sie vielleicht über diese Sache mit einem Steueranwalt reden sollten.«

»Das hat mein alter Anwalt auch gesagt, aber ich will nicht. Soweit es mich angeht, ist ein Anwalt wie der andere, und ein Testament ist ein Testament.«

»Richtig, aber Sie könnten eine Menge Steuern sparen, wenn Sie Ihren Nachlaß richtig planen.«

Sie schüttelt den Kopf, als wäre ich ein kompletter Idiot.  
»Ich würde keinen Pfennig sparen.«

»Entschuldigen Sie, aber ich meine, das könnten Sie durchaus.«

Sie legt eine braunfleckige Hand auf mein Handgelenk und flüstert: »Rudy, lassen Sie mich erklären. Steuern spielen für mich keine Rolle, weil ich dann tot sein werde. Richtig?«

»Äh – ja, richtig. Aber was ist mit Ihren Erben?«

»Eben deshalb bin ich hier. Ich bin stocksauer auf meine Erben, und ich will sie aus meinem Testament streichen. Meine beiden Kinder und einige der Enkelkinder. Streichen, streichen, streichen. Sie sollen nichts bekommen, verstehen Sie? Gar nichts. Keinen Pfennig, nicht ein einziges Möbelstück. Nichts.«

Ihre Augen sind plötzlich hart, und die Fältchen um ihren Mund sind verspannt. Sie drückt mein Handgelenk, ist sich dessen aber nicht bewußt. Eine Sekunde lang ist Miss Birdie nicht nur wütend, sondern verletzt.

Am anderen Ende des Tisches bricht zwischen Bosco und N. Elizabeth Erickson eine Auseinandersetzung los. Er schwadroniert laut gegen Medicaid und Medicare und die Republikaner im allgemeinen, und sie deutet auf ein Blatt Papier und versucht ihm zu erklären, weshalb bestimmte Arztrechnungen nicht erstattet werden. Smoot kommt langsam auf die Füße und wandert ans Ende des Tisches, um zu fragen, ob er irgendwie behilflich sein kann.

Bookers Mandant versucht verzweifelt, seine Fassung zurückzugewinnen, aber die Tränen tropfen von seinen Wangen, und Booker ist allmählich genervt. Er versichert dem alten Mann, daß er, Booker Kane, sich um die Sache kümmern und alles in Ordnung bringen wird. Die Klimaanlage schaltet sich ein und übertönt einen Teil der Unterhaltungen. Die Teller und Tassen sind abgeräumt worden, und jetzt werden alle möglichen Spiele gespielt – Chinesisches Dame, Rook, Bridge und ein Milton-Bradley-Brettspiel mit Würfeln. Zum Glück ist der größte Teil dieser Leute wegen des Essens und der Gesellschaft gekommen, nicht um der juristischen Beratung willen.

»Weshalb wollen Sie sie streichen?«

Sie gibt mein Handgelenk frei und reibt sich die Augen. »Also, das ist ziemlich persönlich, und ich möchte darüber nicht sprechen.«

»In Ordnung. Wer soll das Geld bekommen?« frage ich und fühle mich plötzlich berauscht von der mir gerade eben verliehenen Macht, die magischen Worte zu Papier zu bringen, die aus ganz gewöhnlichen Leuten Millionäre machen. Mein Lächeln ist so herzlich und so falsch, daß ich hoffe, sie ist nicht beleidigt.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagt sie nachdenklich und sieht sich um, als wäre dies ein Spiel. »Ich weiß noch nicht, wem ich es geben soll.«

Nun, wie wäre es mit einer Million für mich? Ich muß jeden Tag damit rechnen, daß Texaco mich auf vierhundert Dollar verklagt. Wir haben die Verhandlungen abgebrochen, und jetzt habe ich es mit ihrem Anwalt zu tun. Mein Hauswirt droht, mich vor die Tür zu setzen, weil ich seit zwei Monaten keine Miete mehr bezahlt habe. Und ich sitze hier und unterhalte mich mit der reichsten Person, die mir je begegnet ist, einer Person, die vermutlich nicht mehr allzu lange leben wird und gerade darüber nachdenkt, wer wieviel bekommen soll.

Sie gibt mir ein Blatt Papier, auf dem in Druckschrift vier Namen untereinanderstehen, und sagt: »Das sind die Enkelkinder, die ich bedenken will, diejenigen, die mich noch lieben.« Sie hält die Hände an den Mund und bewegt ihn auf mein Ohr zu. »Geben Sie jedem von ihnen eine Million Dollar.«

Meine Hand zittert, während ich es auf meinem Block festhalte. Wamm! Ich habe gerade vier Millionäre erschaffen, einfach so. »Was ist mit den anderen?« frage ich leise flüsternd.

Sie läßt sich ruckartig zurückcrutschen, sitzt stocksteif da und sagt: »Keinen Pfennig. Sie rufen mich nicht an, schicken mir nie Geschenke oder Karten. Streichen Sie sie.«

Wenn ich eine Großmutter hätte, die zwanzig Millionen Dollar schwer ist, würde ich ihr jede Woche Blumen schicken, jeden zweiten Tag eine Karte, Pralinen, wenn es regnet, und Champagner, wenn es das nicht tut. Ich würde sie einmal am

Morgen und zweimal vor dem Schlafengehen anrufen. Ich würde jeden Sonntag mit ihr in die Kirche gehen und Hand in Hand mit ihr dasitzen, dann würden wir zusammen essen gehen und anschließend zu einer Auktion, ins Theater oder zu einer Kunstaussstellung oder wohin immer Granny gerade gehen wollte. Ich würde mich um meine Großmutter kümmern.

Und ich habe schon daran gedacht, für Miss Birdie dasselbe zu tun.

»Okay«, sage ich mit ernster Miene, als hätte ich das hier schon viele Male getan. »Und nichts für Ihre beiden Kinder?«

»Das sagte ich doch. Überhaupt nichts.«

»Was, wenn ich fragen darf, haben sie Ihnen angetan?«

Sie stößt heftig den Atem aus, als wäre sie jetzt maßlos enttäuscht, dann verdreht sie die Augen, als widerstrebte es ihr, es mir zu sagen, doch dann kippt sie auf beiden Ellenbogen vorwärts, um es mir trotzdem mitzuteilen. »Also«, flüstert sie, »Randolph, der älteste, er ist fast sechzig, gerade zum drittenmal verheiratet, mit einem kleinen Flittchen, die immerzu nach dem Geld fragt. Was immer ich ihm hinterlasse, bekommt sie in die Finger, und da würde ich es lieber Ihnen geben, Rudy, als meinem eigenen Sohn. Oder Professor Smoot oder sonst jemandem, aber auf keinen Fall Randolph. Verstehen Sie, was ich meine?«

Mein Herz steht still. Zentimeter, nur Zentimeter davon entfernt, bei meinem ersten Mandanten auf eine Goldgrube zu stoßen. Zum Teufel mit Broadnax and Spear und all diesen Konferenzen, die auf mich warten.

»Mir können Sie es nicht vermachen, Miss Birdie«, sage ich und bedenke sie mit meinem herzlichsten Lächeln. Meine Augen und vermutlich auch meine Lippen, mein Mund und meine Nase flehen sie an zu sagen: Doch! Verdammt noch mal! Es ist mein Geld, und ich kann es geben, wem ich will, und wenn ich will, daß Sie es bekommen, Rudy, dann gehört es Ihnen!

Statt dessen sagt sie: »Alles andere geht an Reverend Kenneth Chandler. Kennen Sie ihn? Er ist jetzt ständig im Fernsehen, von Dallas aus, und er tut alle möglichen wunderbaren Dinge in aller Welt mit unseren Spenden, baut Häuser, füttert Babys, lehrt die Bibel. Ich will, daß er es bekommt.«

»Ein Fernsehprediger?«

»Oh, er ist viel mehr als ein Prediger. Er ist Lehrer und Staatsmann und Berater, diniert mit Staatsoberhäuptern, und außerdem ist er so ein hübscher Junge. Dieser Kopf mit dem lockigen grauen Haar, vorzeitig ergraut, aber er würde niemals etwas dagegen unternehmen, verstehen Sie?«

»Natürlich nicht. Aber...«

»Er hat mich neulich abend angerufen. Können Sie sich das vorstellen? Im Fernsehen ist diese Stimme ja schon weich wie Seide, aber am Telefon ist sie regelrecht verführerisch. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, ich denke schon. Weshalb hat er Sie angerufen?«

»Also, vorigen Monat, als ich ihm meine Spende für März schickte, habe ich ihm ein paar Zeilen geschrieben, gesagt, ich dachte daran, mein Testament zu ändern, weil meine Kinder mich im Stich gelassen haben und all das, und daß ich vorhätte, ihm etwas Geld für seine Arbeit zu hinterlassen. Keine drei Tage später hat er angerufen, eine so überzeugende Persönlichkeit, so nett und reizend am Telefon, und wollte wissen, an welche Summe ich gedacht hätte. Ich sagte ihm, wieviel es vermutlich sein würde, und seither ruft er ständig an. Hat gesagt, wenn ich es wollte, würde er sogar in seinen eigenen Learjet steigen und mich besuchen.«

Ich kämpfe um Worte. Smoot hat Bosco am Arm und versucht, ihn zu beruhigen und dazu zu bringen, daß er sich wieder vor N. Elizabeth Erickson niederläßt, von deren üblicher Aggressivität nichts übriggeblieben zu sein scheint, weil ihr erster Mandant sie offensichtlich so in Verlegenheit gebracht hat, daß sie am liebsten unter den Tisch kriechen würde. Sie sieht sich nervös um, und ich grinse sie kurz an, damit sie weiß, daß ich sie beobachte. Neben ihr ist F. Franklin Donaldson der Vierte tief in die Beratung eines älteren Ehepaars versunken. Sie diskutieren über ein Dokument, das gleichfalls ein Testament zu sein scheint. Ich sonne mich in dem Wissen, daß das Testament, das ich in Händen halte, viel mehr wert ist als das, über das er sich den Kopf zerbricht.

Ich beschließe, das Thema zu wechseln. »Äh, Miss Birdie, Sie haben gesagt, Sie hätten zwei Kinder. Randolph und...«

»Ja, Delbert. Der bekommt auch nichts. Ich habe seit Jahren nichts von ihm gehört. Lebt in Florida. Streichen, streichen, streichen.«

Ich fahre mit meinem Stift übers Papier, und Delbert verliert seine Millionen.

»Ich muß mich um Bosco kümmern«, sagt sie plötzlich und springt auf. »Er ist so ein bedauernswerter kleiner Bursche. Keine Angehörigen, keine Freunde außer uns.«

»Wir sind noch nicht fertig«, sage ich.

Sie beugt sich wieder vor, und wieder sind unsere Gesichter nur Zentimeter voneinander entfernt. »Doch, das sind wir, Rudy. Tun Sie einfach, was ich gesagt habe. Jeweils eine Million für die vier, und der Rest an Reverend Chandler. Alles andere bleibt so, wie es ist: Vollstrecker, Treuhänder und so weiter, all das bleibt, wie es ist. Es ist ganz einfach, Rudy. Ich mache das andauernd. Professor Smoot hat gesagt, ihr kommt alle in vierzehn Tagen wieder, und dann ist alles sauber und ordentlich zu Papier gebracht. Stimmt das?«

»Vermutlich.«

»Gut. Also bis dann, Rudy.« Sie flattert ans Ende des Tisches und legt die Arme um Bosco, der sofort wieder ruhig und harmlos ist.

Ich studiere das Testament und mache mir Notizen. Es ist beruhigend, zu wissen, daß Smoot und die anderen Professoren da sind, um mir zu helfen und mich zu beraten, und daß ich zwei Wochen Zeit habe, meinen Verstand zusammenzunehmen und mir zu überlegen, was zu tun ist. Ich brauche das nicht zu machen, sage ich mir. Diese reizende alte Dame mit ihren zwanzig Millionen braucht mehr Rat, als ich ihr geben kann. Sie braucht ein Testament, das sie vielleicht nicht verstehen kann, mit dem sich aber die Steuerbehörde ganz sicher eingehend beschäftigen wird. Ich komme mir nicht dumm vor, nur zu unerfahren. Nach drei Jahren Jurastudium ist mir deutlich bewußt, wie wenig ich weiß.

Bookers Mandant ringt inzwischen tapfer um Fassung, sein Anwalt weiß schon lange nicht mehr, was er noch sagen soll. Also macht Booker sich immer weiter Notizen und grummelt alle paar Sekunden ein Ja oder Nein. Ich kann es gar nicht

erwarten, ihm von Miss Birdie und ihrem Vermögen zu erzählen.

Ich werfe einen Blick auf die schrumpfende Menge, und in der zweiten Reihe fällt mir ein Paar auf, das mich anzuschauen scheint. Im Moment bin ich der einzige verfügbare Anwalt, und sie sind offenbar unentschlossen, ob sie ihr Glück bei mir versuchen sollen. Die Frau hat einen dicken, mit Gummibändern zusammengehaltenen Paken Papiere in der Hand. Sie murmelt etwas, das ich nicht verstehen kann, und ihr Mann schüttelt den Kopf, als würde er lieber warten, bis einer der anderen intelligenten jungen Staranwälte verfügbar ist.

Langsam stehen sie auf und steuern auf mein Ende des Tisches zu. Beide mustern mich intensiv, während sie näher kommen. Ich lächle. Willkommen in meiner Kanzlei.

Sie nimmt Miss Birdies Stuhl. Er läßt sich an der anderen Seite des Tisches nieder und wahrt Abstand.

»Hallo«, sage ich mit einem Lächeln und ausgestreckter Hand. Er ergreift sie schlaff, dann halte ich sie ihr hin. »Ich bin Rudy Baylor.«

»Ich bin Dot, und das ist Buddy«, sagt sie, nickt in Richtung Buddy und ignoriert meine ausgestreckte Hand.

»Dot und Buddy«, wiederhole ich und fange an, mir Notizen zu machen. »Wie ist Ihr Nachname?« frage ich mit der ganzen Herzlichkeit eines sturmerprobten Anwalts.

»Black. Dot und Buddy Black. Eigentlich heißen wir Marvarine und Willis Black, aber alle nennen uns Dot und Buddy.« Dots Haar ist ganz krisselig von zahllosen Dauerwellen und an den Spitzen silbrig angehaucht. Es macht einen sauberen Eindruck. Sie trägt billige weiße Turnschuhe, braune Socken und zu weite Jeans. Sie ist eine magere, drahtige Frau mit einem scharfen Zug um den Mund.

»Adresse?« frage ich.

»Squire achthundertdreiundsechzig, in Granger.«

»Arbeiten Sie?«

Buddy hat den Mund noch nicht aufgemacht, und ich bekomme den Eindruck, daß Dot seit vielen Jahren das Reden besorgt. »Ich bekomme eine Invalidenrente von der Sozialversicherung«, sagt sie.

»Ich bin erst achtundfünfzig, aber ich habe ein schwaches Herz. Buddy hat eine Pension, eine kleine.«

Buddy sieht mich an. Er trägt eine Brille mit dicken Gläsern und Plastikbügeln, die kaum bis hinter seine Ohren reichen. Seine Wangen sind rot und feist. Sein Haar ist buschig und grau mit einem Anflug ins Bräunliche. Offenbar hat er es seit mindestens einer Woche nicht mehr gewaschen. Sein Hemd ist schwarz und rot kariert und noch schmutziger als sein Haar.

»Wie alt ist Mr. Black?« frage ich sie, weil ich nicht sicher bin, ob Mr. Black es mir sagen würde, wenn ich ihn fragte.

»Er ist Buddy, okay? Dot und Buddy. Lassen Sie diesen Mister-Kram, okay? Er ist zweiundsechzig. Darf ich Ihnen etwas sagen?«

Ich nicke schnell. Buddy betrachtet Booker auf der anderen Seite des Tisches.

»Er ist nicht richtig im Kopf«, flüstert sie mit einem leichten Nicken in Buddys Richtung. Ich sehe ihn an. Er sieht uns an.

»Kriegsverletzung«, sagt sie. »Korea. Kennen Sie diese Metalldetektoren am Flughafen?«

Ich nicke abermals.

»Nun, er könnte da splitternackt hindurchgehen, und das Ding würde trotzdem losheulen.«

Die Knöpfe an Buddys Hemd sehen aus, als würden sie jeden Moment abplatzen. Es ist fast bis zur Fadenscheinigkeit gedehnt, in dem verzweifelten Versuch, seinen vorstehenden Bauch zu bedecken. Buddy hat mindestens drei Kinne. Ich versuche ihn mir vorzustellen, wie er durch den Memphis International Airport geht und die Alarmsirenen schrillen und das Wachpersonal in Panik gerät.

»Hat eine Platte im Kopf«, setzt sie erklärend hinzu.

»Das – das ist ja furchtbar«, flüstere ich zurück, dann notiere ich auf meinen Block, daß Mr. Buddy Black eine Metallplatte im Kopf hat. Mr. Black dreht sich nach links und starrt auf Bookers ungefähr einen Meter von ihm entfernten Mandanten.

Plötzlich kippt sie vorwärts. »Noch etwas«, sagt sie.

Ich neige mich ihr erwartungsvoll entgegen. »Ja?«

»Er hat ein Alkoholproblem.«

»Ach ja?«

»Aber daran ist auch die Kriegsverletzung schuld«, setzt sie hilfreich hinzu. Und so hat diese Frau, die ich vor drei Minuten kennengelernt habe, ihren Mann mal eben zu einem trunksüchtigen Idioten reduziert.

»Stört es Sie, wenn ich rauche?« fragt sie, bereits ihre Tasche öffnend.

»Ist das hier drin erlaubt?« frage ich und hoffe auf ein Rauchen-Verboten-Schild, kann aber keins entdecken.

»Natürlich.« Sie klemmt sich eine Zigarette zwischen die spröden Lippen und zündet sie an, dann reißt sie sie wieder heraus und bläst Buddy eine Rauchwolke direkt ins Gesicht; der rührt sich keinen Zentimeter.

»Und was kann ich für Sie tun?« frage ich und betrachte den von breiten Gummibändern zusammengehaltenen Paken Papiere. Ich schiebe Miss Birdies Testament unter meinen Block. Meine erste Mandantin ist eine Multimillionärin, und meine nächsten Mandanten sind Rentner. Meine gerade beginnende Karriere ist wieder auf die Erde zurückgestürzt.

»Wir haben nicht viel Geld«, sagt sie leise, als wäre das ein großes Geheimnis, das sie mir ungerne preisgibt. Ich lächle mitfühlend. Ganz gleich, was sie besitzen mögen, sie sind auf jeden Fall viel reicher als ich, und daß man sie jeden Moment verklagen wird, bezweifle ich auch.

»Und wir brauchen einen Anwalt«, setzt sie hinzu, nimmt die Papiere und streift die Gummibänder ab.

»Wo liegt das Problem?«

»Wir werden von einer Versicherungsgesellschaft aufs Kreuz gelegt und betrogen.«

»Welche Art von Police?« frage ich. Sie schiebt mir den Papierkram zu, dann wischt sie sich die Hände ab, als wäre sie ihn jetzt los und hätte die Last an jemanden weitergereicht, der imstande ist, Wunder zu wirken. Obenauf liegt eine verschmierte, zerknitterte und abgenutzte Police. Dot stößt eine weitere Rauchwolke aus, und einen Augenblick lang ist Buddy kaum zu sehen.

»Es ist eine Krankenversicherung«, sagt sie. »Great Benefit Life. Wir haben sie vor fünf Jahren abgeschlossen, als unsere

Jungen siebzehn waren. Jetzt stirbt Donny Ray an Leukämie, und die Gauner wollen seine Behandlung nicht zahlen.«

»Great Benefit?«

»Richtig.«

»Nie davon gehört«, sage ich selbstbewußt, während ich die erste Seite der Police überfliege, als hätte ich schon Dutzende solcher Prozesse hinter mir und wüßte alles, was es über Versicherungsgesellschaften zu wissen gibt. Zwei Angehörige sind aufgeführt, Donny Ray und Ronny Ray Black. Beide haben dasselbe Geburtsdatum.

»Entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, aber das ist eine verdamnte Drecksbande.«

»Das sind die meisten Versicherungsgesellschaften«, erkläre ich nachdenklich, und Dot lächelt. Ich habe ihr Vertrauen gewonnen. »Sie haben diese Police also vor fünf Jahren gekauft?«

»So ungefähr. Habe sämtliche Prämien pünktlich bezahlt und das verdamnte Ding nie benutzt, bis Donny Ray krank wurde.«

Ich bin Student, unversichert. Es gibt keine Policen, die mich oder mein Leben, meine Gesundheit oder mein Auto abdecken. Ich kann mir nicht einmal einen neuen Hinterreifen für meinen ramponierten kleinen Toyota leisten.

»Und, äh, Sie sagten, daß er stirbt?«

Sie nickt mit der Zigarette zwischen den Lippen. »Akute Leukämie. Ist vor acht Monaten ausgebrochen. Die Ärzte haben ihm ein Jahr gegeben, aber das schafft er nicht, weil er seine Knochenmarkstransplantation nicht bekommen konnte. Jetzt ist es vermutlich zu spät.«

»Eine Transplantation?« sage ich verwirrt.

»Wissen Sie denn nichts über Leukämie?«

»Nein, jedenfalls nicht viel.«

Sie klickt mit den Zähnen und verdreht die Augen, als wäre ich ein kompletter Idiot, dann steckt sie die Zigarette wieder in den Mund und tut einen gequälten Zug. Als der Rauch hinreichend exhaliert ist, sagt sie: »Meine Jungen sind eineiige Zwillinge. Also ist Ron, wir nennen ihn Ron, weil er Ronny Ray nicht mag, der ideale Spender für Donny Rays Knochen-

markstransplantation. Das haben die Ärzte gesagt. Das Problem ist, daß die Transplantation so an die hundertfünfzigtausend Dollar kostet. Die haben wir nicht. Die Versicherungsgesellschaft müßte zahlen, weil es von der Police her gedeckt ist. Die Schweine sagen nein. Und deshalb stirbt Donny Ray, wegen denen.«

Sie hat eine erstaunliche Art, auf den Kern der Dinge zu kommen.

Wir haben Buddy ignoriert, aber er hört zu. Er nimmt langsam seine Brille mit den dicken Gläsern ab und wischt sich mit dem haarigen Handrücken über die Augen. Großartig. Buddy weint. Bosco wimmert am Tisch der ehrenwerten N. Elizabeth Erickson. Und Bookers Mandanten haben wieder Schuldgefühle oder Reue oder sonst ein Kummer gepackt, und er schluchzt in seine Hände. Smoot steht an einem Fenster und beobachtet uns; bestimmt fragt er sich, was das für Ratschläge sind, die wir erteilen, daß sie solche Qualen auslösen.

»Wo lebt er?« frage ich, nur um eine Antwort zu bekommen, die ich auf meinen Block notieren und damit für ein paar Sekunden die Tränen ignorieren kann.

»Er lebt bei uns. Ist nie von zu Hause weggegangen. Das ist noch ein Grund, weshalb die Versicherung nicht zahlen will. Sie hat gesagt, weil er volljährig ist, wäre er nicht mehr gedeckt.«

Ich blättere in den Papieren und werfe einen Blick auf die Briefe von und an Great Benefit. »Steht in der Police, daß der Versicherungsschutz endet, wenn er volljährig wird?«

Sie schüttelt den Kopf und lächelt verkniffen. »Nein. Davon steht nichts drin, Rudy. Ich habe sie Dutzende von Malen gelesen, und so was steht da nirgends. Hab sogar das ganze Kleingedruckte gelesen.«

»Sind Sie sicher?« frage ich und betrachte wieder die Police.

»Ganz sicher. Ich gehe das verdammte Ding seit fast einem Jahr immer wieder durch.«

»Wer hat sie Ihnen verkauft? Wer ist der Agent?«

»Irgend so ein blöder Kotzbrocken, der an unsere Tür klopfte und uns dazu überredet hat. Hieß Ott oder so ähnlich, ein gerissener kleiner Gauner mit einem gutgeölten Mund-

werk. Ich hab versucht, ihn zu finden, aber er scheint sich aus dem Staub gemacht zu haben.«

Ich ziehe einen Brief aus dem Packen und lese ihn. Er kommt von einem Schadensregulierer in Cleveland, geschrieben mehrere Monate nach dem ersten Brief, den ich in der Hand gehabt habe, und er verweigert ziemlich brüsk jede Zahlung mit der Begründung, Donny Rays Leukämie wäre ein Zustand, der schon vor Vertragsabschluß bestanden hätte und deshalb nicht gedeckt sei. Wenn Donny Ray tatsächlich erst seit knapp einem Jahr krank ist, dann ist die Diagnose vier Jahre nach Ausstellung der Police durch Great Benefit gestellt worden. »Hier heißt es, die Zahlung würde wegen eines bereits vor Vertragsabschluß bestehenden Zustandes verweigert.«

»Sie benutzen jeden Vorwand, den man sich nur denken kann, Rudy. Nehmen Sie einfach all diese Papiere mit, und lesen Sie sie genau durch. Ausschußklauseln, Ausnahmen, Vorerkrankung, Kleingedrucktes, sie haben einfach alles versucht.«

»Ist eine Knochenmarkstransplantation von der Versicherung ausgeschlossen?«

»Nein. Sogar unser Doktor hat sich die Police angesehen und gesagt, Great Benefit müßte zahlen, weil eine Knochenmarkstransplantation heutzutage eine Routinebehandlung ist.«

Bookers Mandant wischt sich mit beiden Händen das Gesicht ab und entschuldigt sich. Er dankt Booker, und Booker dankt ihm. Der alte Mann läßt sich auf einem Stuhl in der Nähe eines hitzigen Damespiels nieder. Miss Birdie erlöst N. Elizabeth Erickson von Bosco und seinen Problemen. Smoot wandert hinter uns herum.

Der nächste Brief stammt gleichfalls von Great Benefit. Er ist kurz, gemein und eindeutig. Er lautet:

*»Sehr geehrte Mrs. Black, unsere Gesellschaft hat Ihre Ansprüche bereits siebenmal schriftlich abgewiesen. Wir tun es jetzt zum achten und letzten Mal. Offenbar sind Sie blöde, blöde, blöde!«*

Unterschrieben ist dieser Brief vom Leiter der Schadensabteilung, und ich reibe fassungslos über das eingeprägte Firmenemblem am Kopf des Bogens. Vorigen Herbst habe ich ein

Seminar über Versicherungsrecht belegt, und ich erinnere mich, wie sehr mich das ungeheuerliche Verhalten bestimmter Gesellschaften in Fällen böswilliger Leistungsverweigerung schockiert hat. Unser Seminarleiter war ein Gastdozent, ein Kommunist, der Versicherungsgesellschaften und überhaupt alle großen Firmen haßte und sich eingehend mit Fällen beschäftigt hatte, in denen die legitimen Ansprüche von Versicherten völlig ungerechtfertigt zurückgewiesen worden waren. Er war überzeugt, daß es in diesem Land Zehntausende von solchen Verstößen wider Treu und Glauben gibt, die nie vor Gericht gebracht wurden. Er hatte Bücher über böswillige Leistungsverweigerung und die in diesem Zusammenhang geführten Prozesse geschrieben und sogar Statistiken vorgelegt, um seine Ansicht zu belegen, daß viele Leute die Zurückweisung ihrer Ansprüche einfach hinnehmen, ohne der Sache auf den Grund zu gehen.

Ich lese den Brief abermals mit dem Finger auf dem eleganten Emblem von Great Benefit Life am Kopf des Blattes.

»Und Sie haben nie eine Prämienzahlung versäumt?«

»Nein, Sir. Keine einzige.«

»Ich muß die Unterlagen über Donny Rays Krankheit sehen.«

»Ich habe die meisten davon zu Hause. In letzter Zeit ist er nicht oft beim Arzt gewesen. Wir können es uns einfach nicht leisten.«

»Wissen Sie das genaue Datum, an dem die Leukämie diagnostiziert wurde?«

»Nein, aber es war im August vorigen Jahres. Er war für den ersten Abschnitt der Chemotherapie im Krankenhaus. Dann teilten diese Gauner uns mit, daß sie die Kosten der Behandlung nicht übernehmen würden, also hat das Krankenhaus uns vor die Tür gesetzt. Sagten, sie könnten es sich nicht leisten, uns eine Transplantation zu schenken. Wäre einfach zu teuer. Und das kann ich ihnen nicht einmal übelnehmen.«

Buddy mustert Bookers nächsten Mandanten, eine zerbrechliche alte Frau, die gleichfalls einen Stapel Papiere bei sich hat. Dot fummelt an ihrer Packung Salems herum und steckt sich schließlich eine weitere zwischen die Lippen.

Wenn Donny Rays Krankheit tatsächlich Leukämie ist und er sie erst seit acht Monaten hat, dann kann sie unmöglich als bereits vor Vertragsabschluß bestehender Zustand bezeichnet werden. Wenn Leukämie nicht ausgeschlossen ist, dann muß Great Benefit zahlen. Das erscheint mir logisch, kommt mir vollkommen eindeutig vor, und da das Gesetz nur selten klar und nur selten logisch ist, weiß ich, daß irgendwo in den Tiefen von Dots Haufen von Ablehnungen Unheil auf mich wartet.

»Das verstehe ich einfach nicht«, sage ich, immer noch den Blöde-Brief anstarrend.

Dot bläst ihrem Mann eine dichte Wolke aus blauem Qualm an den Kopf, daß der Rauch nur so um ihn herumwirbelt. Seine Augen scheinen wieder trocken zu sein, aber ich bin mir nicht sicher. Sie schmatzt mit ihren klebrigen Lippen und sagt: »Es ist ganz einfach, Rudy. Das sind Gauner. Sie denken, wir sind nur einfache Leute, die sich nicht zu helfen wissen und kein Geld haben, um gegen sie zu kämpfen. Ich habe dreißig Jahre lang in einer Blue-Jeans-Fabrik gearbeitet – und ich war in der Gewerkschaft, müssen Sie wissen –, und wir haben Tag für Tag gegen die Firma gekämpft. Da war es genau dasselbe. Eine große Firma, die auf kleinen Leuten herumtrampelt.«

Abgesehen davon, daß mein Vater Anwälte haßte, versprühte er auch häufig Gift gegen die Gewerkschaften. Woraufhin ich mich natürlich zu einem glühenden Verteidiger der arbeitenden Massen entwickelte. »Dieser Brief ist unglaublich«, sage ich zu ihr.

»Welcher?«

»Der von Mr. Krokitt, in dem er sagt, Sie wären blöde, blöde, blöde.«

»Dieser Mistkerl. Ich wollte, ich könnte ihn herschleppen und dazu bringen, mir das ins Gesicht zu sagen. Dieser Yankee-Bastard.«

Buddy wedelt sich den Rauch aus dem Gesicht und grunzt etwas. Ich sehe ihn an in der Hoffnung, daß er etwas sagen wird, aber er läßt es bleiben. Zum ersten Mal fällt mir auf, daß die linke Seite seines Kopfes eine Spur flacher ist als die rechte, und wieder schießt mir die Vorstellung durch den Kopf, wie

er nackt durch den Flughafen wandert. Ich falte den Blöde-Brief zusammen und lege ihn oben auf den Packen.

»Es wird ein paar Stunden dauern, bis ich das alles durchgesehen habe.«

»Ja, aber Sie müssen sich beeilen. Donny Ray macht es nicht mehr lange. Er wiegt noch fünfundfünfzig Kilo, von ursprünglich achtzig. An manchen Tagen geht es ihm so schlecht, daß er sich nicht auf den Beinen halten kann. Ich wollte, Sie könnten ihn sehen.«

Ich habe nicht das Verlangen, Donny Ray zu sehen. »Vielleicht später.« Ich werde mir die Police genau ansehen und die Briefe und Donny Rays Krankengeschichte, dann werde ich mich mit Smoot absprechen und einen netten, zwei Seiten langen Brief an die Blacks schreiben, in dem ich ihnen den unheimlich weisen Rat gebe, daß sie den Fall einem richtigen Anwalt übergeben sollten, und zwar nicht nur einem richtigen Anwalt, sondern einem, der sich darauf spezialisiert hat, Versicherungsgesellschaften wegen Verstoßes wider Treu und Glauben zu verklagen. Ich werde ein paar Namen von solchen Anwälten einstreuen und die Telefonnummern gleich dazu. Dann habe ich dieses wertlose Seminar hinter mir und Smoot mit seiner Leidenschaft für Gruftrecht auch.

Bis zu meiner Graduierung sind es noch achtunddreißig Tage.

»Ich muß das alles mitnehmen«, erkläre ich Dot, als ich ihr Chaos zusammenraffe und nach den Gummibändern greife. »In zwei Wochen komme ich wieder, mit einem Brief mit Ratschlägen.«

»Weshalb dauert das zwei Wochen?«

»Also, äh, ich muß ein bißchen recherchieren, wissen Sie, mit meinen Professoren sprechen, ein paar Sachen nachschlagen. Können Sie mir Donny Rays medizinische Unterlagen schicken?«

»Natürlich. Aber bitte beeilen Sie sich.«

»Ich werde mein Bestes tun, Dot.«

»Glauben Sie, daß wir etwas in der Hand haben?«

Obwohl ich noch Jurastudent bin, habe ich doch schon eine Menge über unverbindliches Gerede gelernt. »Das läßt sich

jetzt noch nicht sagen. Es sieht vielversprechend aus. Aber ich muß mich erst eingehend damit beschäftigen und recherchieren. Es wäre möglich.«

»Was zum Teufel bedeutet das?«

»Nun, äh, es bedeutet, daß ich glaube, daß Ihr Anspruch zu Recht besteht, aber bevor ich Genaueres sagen kann, muß ich mir das alles ganz genau anschauen.«

»Was für eine Art von Anwalt sind Sie?«

»Ich bin Jurastudent.«

Das scheint sie zu verblüffen. Sie preßt die Lippen fest auf den weißen Filter und funkelt mich an. Buddy grunzt zum zweiten Mal. Glücklicherweise kommt Smoot von hinten heran und fragt: »Wie läuft es hier?«

Dot mustert zuerst seine Fliege und dann seine wilde Mähne.

»Bestens«, sage ich. »Wir sind gerade fertig.«

»Gut«, meint er, als wäre die Zeit abgelaufen und es warteten schon die nächsten Mandanten. Er verzieht sich.

»Wir sehen uns in zwei Wochen wieder«, sage ich herzlich mit einem falschen Lächeln.

Dot drückt ihre Zigarette im Aschenbecher aus und beugt sich wieder näher an mich heran. Ihre Lippen beben plötzlich, und ihre Augen sind feucht. Sie berührt sanft mein Handgelenk und sieht mich hilflos an. »Bitte beeilen Sie sich, Rudy. Wir brauchen Hilfe. Unser Junge stirbt.«

Wir schauen uns eine Ewigkeit an, und schließlich nicke ich und murmele etwas. Diese armen Leute haben das Leben ihres Sohnes in meine Hände gelegt, in die eines Jurastudenten im dritten Jahr an der Memphis State. Sie glauben allen Ernstes, daß ich diesen Packen Papier, den sie mir zugeschoben haben, an mich nehme, nach dem Telefonhörer greife und ein paar Anrufe mache, ein paar Briefe schreibe, so mir nichts, dir nichts mit dem und jenem drohe, und Abrakadabra! geht Great Benefit in die Knie und spuckt Geld für Donny Ray aus. Und sie erwarten außerdem, daß das schnell passiert.

Sie stehen auf und entfernen sich verlegen von meinem Tisch. Ich bin fast sicher, daß irgendwo in dieser Police ein perfekter kleiner Ausschluß steht, fast unleserlich und ver-

mutlich kaum zu entziffern, aber dennoch hineinmanövriert von gerissenen juristischen Handwerkern, die seit Jahrzehnten fette Honorare kassiert und begeistert Kleingedrucktes verfaßt haben.

Mit Buddy im Schlepptau bahnt sich Dot ihren Weg zwischen Klappstühlen und Rook-Spielern hindurch und bleibt bei der Kaffeekanne stehen, wo sie einen Pappbecher mit koffeinfreiem Kaffee füllt und sich eine weitere Zigarette anzündet. Dann stehen sie im hinteren Teil des Raumes und mustern mich aus einer Entfernung von knapp zwanzig Metern. Ich blättere in der Police, dreißig Seiten von kaum lesbarem Kleingedrucktem, und mache mir Notizen. Ich versuche, sie zu ignorieren.

Der Saal ist leerer geworden, und die Leute brechen langsam auf. Ich habe das Anwaltsein erst mal satt, für einen Tag reicht es mir völlig, und ich hoffe, daß nicht noch mehr Mandanten kommen. Meine Unwissenheit in Gesetzesdingen ist bestürzend, und mich schaudert bei dem Gedanken, daß ich schon in ein paar Monaten in den Gerichtssälen dieser Stadt stehen und mit anderen Anwälten vor Richtern und Geschworenen plädieren soll. Ich bin noch nicht soweit, um irgendwelche Klagen zu führen und damit auf die Gesellschaft losgelassen zu werden.

Das Jurastudium ist nichts als drei Jahre sinnloser Streß. Wir verbringen ungezählte Stunden damit, Informationen auszugraben, die wir nie brauchen werden. Wir werden mit Vorlesungen bombardiert, die wir sofort wieder vergessen. Wir memorieren Fälle und Gesetze, die morgen außer Kraft gesetzt oder geändert werden. Wenn ich in den vergangenen drei Jahren fünfzig Stunden pro Woche als Anlernling bei einem guten Anwalt gearbeitet hätte, dann wäre ich jetzt selbst ein guter Anwalt. Statt dessen bin ich ein nervöser Student im dritten Studienjahr, der Angst hat vor den simpelsten juristischen Problemen und noch mehr Angst vor dem bevorstehenden Anwaltsexamen.

Vor mir bewegt sich etwas, und ich schaue gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie ein dicklicher alter Bursche mit einem mächtigen Hörgerät auf mich zuschurfft.

Eine Stunde später ist Schluß mit dem trägen Hickhack über Chinesischer Dame und Gin Rommé, und die letzten Gruftis verlassen das Gebäude. Ein Hausmeister wartet an der Tür, während Smoot uns zu einem abschließenden Kriegsrat um sich versammelt. Wir berichten nacheinander kurz über die verschiedenen Probleme unserer neuen Mandanten. Wir sind müde und möchten so schnell wie möglich von hier verschwinden.

Smoot macht ein paar Vorschläge, nichts Kreatives oder Originelles, und entläßt uns mit dem Versprechen, daß wir im Seminar über die juristischen Probleme der älteren Leute sprechen werden. Ich kann es kaum abwarten.

Booker und ich fahren in seinem Wagen, einem alten Pontiac, zu groß, um elegant zu sein, aber in wesentlich besserem Zustand als mein auseinanderfallender Toyota. Booker hat zwei kleine Kinder und eine Frau, die als Teilzeitlehrerin arbeitet, und deshalb existieren sie knapp oberhalb der Armutsgrenze. Er studiert fleißig und bekommt gute Noten, und deshalb ist eine reiche schwarze Kanzlei in der Innenstadt auf ihn aufmerksam geworden, eine ziemlich noble Firma, die sich mit Bürgerrechtsprozessen einen Namen gemacht hat. Sein Anfangsgehalt beträgt vierzigtausend im Jahr, sechstausend mehr, als Broadnax and Speer mir geboten haben.

»Ich hasse das Jurastudium«, sage ich, als wir vom Parkplatz des Cypress Gardens Senior Citizens Building herunterfahren.

»Daran ist nichts Ungewöhnliches«, erwidert Booker. Booker haßt nichts und niemanden, und manchmal behauptet er sogar, das Jurastudium wäre für ihn eine Herausforderung.

»Warum wollen wir Anwälte werden?«

»Um der Öffentlichkeit zu dienen, gegen Ungerechtigkeit anzukämpfen, die Gesellschaft zu verändern, du weißt schon, das Übliche. Hörst du Professor Smoot nicht zu?«

»Laß uns ein Bier trinken.«

»Es ist noch nicht einmal drei Uhr, Rudy.« Booker trinkt wenig, und ich trinke noch weniger, weil es eine kostspielige Angewohnheit ist, und im Augenblick muß ich sparen, damit ich mir etwas zu essen kaufen kann.

»War nur ein Scherz«, sage ich. Er fährt in Richtung Juristische Fakultät. Heute ist Donnerstag, was bedeutet, daß ich mich morgen mit Sportrecht und dem Code Napoléon herum-schlagen muß, zwei Seminaren, die ebenso wertlos sind wie Gruffirecht und sogar noch weniger Arbeit erfordern. Aber auf mich wartet ein Anwaltsexamen, und wenn ich daran denke, zittern mir die Hände. Wenn ich beim Examen durchfalle, dann werden mich diese netten, aber steifen und todernten Typen bei Broadnax and Speer bestimmt entlassen, was bedeutet, daß ich ungefähr einen Monat arbeiten werde und dann auf der Straße stehe. Beim Anwaltsexamen durchzufallen ist unausdenkbar – die Folge wären Arbeitslosigkeit, Bankrott, Schande, Verhungern. Also weshalb denke ich jede Stunde des Tages daran? »Setz mich bei der Bibliothek ab«, sage ich. »Ich denke, ich werde mich mit diesen Fällen beschäftigen und dann fürs Examen büffeln.«

»Gute Idee.«

»Ich hasse die Bibliothek.«

»Alle hassen die Bibliothek, Rudy. Sie ist so angelegt, daß man sie hassen muß. Ihr Hauptzweck besteht darin, daß sie von Jurastudenten gehaßt wird. Du bist völlig normal.«

»Danke.«

»Diese erste alte Dame, Miss Birdie, die hat Geld?«

»Woher weißt du das?«

»Mir war, als hörte ich so etwas.«

»Ja. Sie schwimmt im Geld. Sie braucht ein neues Testament. Ihre Kinder und Enkel kümmern sich nicht um sie, deshalb will sie sie natürlich streichen.«

»Wieviel?«

»An die zwanzig Millionen.«

Booker mustert mich überaus argwöhnisch.

»Das behauptet sie jedenfalls«, setze ich hinzu.

»Und wer soll das Geld bekommen?«

»Ein Fernsehprediger mit viel Sex-Appeal und eigenem Learjet.«

»Nein!«

»Doch.«

Booker versucht das zu verdauen, während er den Wagen zwei Blocks durch dichten Verkehr steuert. »Hör mal, Rudy, nimm es mir nicht übel, du bist ein netter Kerl, ein guter Student, intelligent, aber ist dir wohl bei dem Gedanken, ein Testament für eine derart große Hinterlassenschaft aufzusetzen?«

»Nein. Wäre dir etwa wohl dabei?«

»Natürlich nicht. Also, was wirst du tun?«

»Vielleicht stirbt sie im Schlaf.«

»Das glaube ich nicht. Dazu ist sie zu munter. Sie wird uns überleben.«

»Ich werde es bei Smoot abladen. Vielleicht einen der Steuerprofessoren bitten, mir zu helfen. Vielleicht sage ich Miss Birdie auch einfach, daß ich ihr nicht helfen kann, daß sie einem hochkarätigen Steueranwalt fünf Mille zahlen muß, damit er es aufsetzt. Im Grunde ist es mir völlig egal. Ich habe meine eigenen Probleme.«

»Texaco?«

»Ja. Sie sind hinter mir her. Mein Vermieter auch.«

»Ich wollte, ich könnte dir helfen«, sagt Booker, und ich weiß, daß er es ehrlich meint. Wenn er das Geld erübrigen könnte, würde er es mir mit Freuden leihen.

»Ich werde bis zum 1. Juli überleben. Dann bin ich ein großartiges Sprachrohr für Broadnax and Speer, und die Tage meiner Armut sind vorüber. Wie in aller Welt, Booker, soll ich es nur schaffen, vierunddreißigtausend Dollar im Jahr auszugeben?«

»Hört sich unmöglich an. Du wirst reich sein.«

»Ich meine, ich habe sieben Jahre lang praktisch nur von Trinkgeldern gelebt. Was soll ich bloß mit dem vielen Geld anfangen?«

»Dir einen Anzug kaufen?«

»Weshalb? Ich habe doch schon zwei.«

»Vielleicht ein Paar Schuhe?«

»Das ist es. Genau das werde ich tun, Booker. Schuhe kaufen und Krawatten, und vielleicht etwas zu essen, das nicht in einer Dose steckt. Und vielleicht eine neue Packung Unterhosen.«

In den letzten drei Jahren haben mich Booker und seine Frau mindestens zweimal im Monat zum Essen eingeladen. Sie heißt Charlene, stammt aus Memphis und vollbringt trotz des knappen Haushaltsgeldes wahre kulinarische Wunder. Sie sind Freunde, aber ich bin sicher, daß ich ihnen leid tue. Booker grinst, dann wendet er den Blick ab. Er hat es satt, Witze über im Grunde unerfreuliche Dinge zu machen.

Er lenkt den Wagen auf den Parkplatz an der Central Avenue gleich gegenüber der Juristischen Fakultät der Memphis State University. »Ich muß noch ein paar Dinge erledigen«, sagt er.

»Danke fürs Mitnehmen.«

»Gegen sechs bin ich wieder da. Dann können wir fürs Examen büffeln.«

»Okay. Ich werde unten sein.«

Ich schlage die Wagentür zu und sprinte über die Central.

In einer dunklen und abgelegenen Ecke im Keller der Bibliothek – praktisch unsichtbar hinter Stapeln von alten und aufgeplatzten juristischen Büchern – finde ich meinen Lieblingsplatz leer vor, auf mich wartend, wie er das seit nunmehr vielen Monaten getan hat. Er ist offiziell auf meinen Namen reserviert. Die Ecke ist fensterlos und zeitweise feucht und kalt, und aus diesem Grunde kommt nur selten jemand hierher. Ich habe Stunden in meiner eigenen kleinen Höhle verbracht, Fälle recherchiert und fürs Examen gelernt. Und in den letzten Wochen habe ich viele qualvolle Stunden hier gesessen und darüber nachgedacht, was mit Sara passiert ist, und mich gefragt, womit genau ich sie vertrieben habe. Hier peinige ich mich. Die flache Arbeitsplatte ist an drei Seiten von Täfelung umgeben, und inzwischen kenne ich die Maserung an jeder der kleinen Wände auswendig. Hier kann ich weinen, ohne ertappt zu werden. Ich kann sogar leise fluchen, und niemand hört es.

Während unserer grandiosen Affäre hat Sara viele Male hier bei mir gegessen, und wir haben gemeinsam gelernt, auf dicht aneinandergerückten Stühlen. Wir konnten kichern und lachen, ohne Aufsehen zu erregen. Wir konnten uns küssen und berühren, und niemand hat es gesehen. In diesem Augenblick, versunken in Depression und tiefem Schmerz, kann ich fast ihr Parfum riechen.

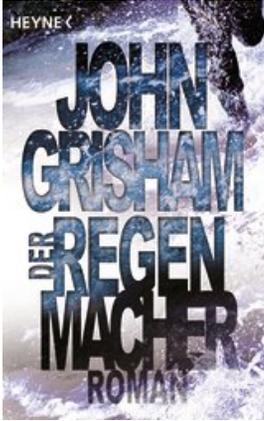
Ich sollte mir wirklich in diesem weitläufigen Labyrinth einen anderen Platz zum Lernen suchen. Jetzt, da ich die Täfelung rings um mich herum anstarre, sehe ich ihr Gesicht vor mir und erinnere mich daran, wie sich ihre Beine anfühlten, und sofort überkommt mich ein qualvoller Druck in der Herzgegend, der mich regelrecht lähmt. Sie war hier, noch vor ein paar Wochen! Und nun streichelt ein anderer diese Beine.

Ich nehme den Packen Papiere der Blacks und gehe hinauf in die Versicherungsabteilung der Bibliothek. Meine Bewegungen sind langsam, aber meine Blicke schießen unentwegt in alle Richtungen. Sara kommt jetzt nur noch selten hierher, aber ein paarmal habe ich sie gesehen.

Ich breite Dots Papiere auf einem leeren Tisch zwischen den Regalen aus und lese abermals den Blöde-Brief. Er ist gemein und niederträchtig und wurde offenbar von jemandem geschrieben, der überzeugt war, daß Dot und Buddy ihn nie einem Anwalt zeigen würden. Ich lese ihn noch einmal und spüre, daß das Herzweh nachzulassen beginnt – es kommt und geht, und ich lerne, damit umzugehen.

Sara Plankmore ist wie ich im dritten Studienjahr, und sie ist das einzige Mädchen, in das ich je verliebt war. Sie hat mir vor vier Monaten den Laufpaß gegeben und mich gegen einen blaublütigen Typ eingetauscht, der eines der vornehmen Colleges besucht hat. Sie hat mir erzählt, sie wären alte Freunde von der High-School her und hätten sich während der Weihnachtsferien zufällig wiedergetroffen. Die Romanze flammte wieder auf, und es täte ihr leid, mir das antun zu müssen, aber das Leben ginge ja weiter. In der Fakultät schwirren Gerüchte herum, daß sie schwanger ist. Als ich das zum ersten Mal hörte, mußte ich mich tatsächlich übergeben.

Ich studiere die Police der Blacks von Great Benefit und ma-



John Grisham

### **Der Regenmacher**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-12701-2

Heyne

Erscheinungstermin: September 1997

"Grisham weiß einfach, wie es geht. Hochspannung pur!" People

Rudy Baylor, ein Jurastudent im letzten Semester, gewinnt seine ersten "Mandanten", ein Ehepaar, dessen Sohn an Leukämie erkrankt ist. Die Krankenversicherung weigert sich, für die wahrscheinlich lebensrettende Therapie zu zahlen. Rudy erkennt bald, daß er es mit einem riesigen Versicherungsskandal zu tun hat. Er nimmt den Kampf gegen eines der mächtigsten, korruptesten und skrupellosesten Unternehmen Amerikas auf...